

# SPIEGELWESSE

Nr. 9

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1909

## Proletarier.

Erzählung von C. Fink.

(Fortsetzung)

Das ging so eine ganze Zeit lang — der Marie dünkte es eine Ewigkeit —, dann stand der Händler auf und verließ das Lokal, und wenige Sekunden später folgte ihm die Frieda.

Friedrich aber wandte sich an Marie und meinte: „So solltest' s auch machen, Geld ist Geld, jeder Kaufmann nimmt's und fragt den Teufel danach, wie's verdient wird.“

Aber da traf ihn ein Blick, vor dem er den sehnigen senkte. Wie es in ihr kochte! Das Bierglas hätte sie in die Faust nehmen und auf seinem nichtsnutzigen Kopfe in Scherben zerschlagen mögen, so packte sie die Wut.

Doch sie bezwang sich. Sie fühlte ihre Ohnmacht dieser verworfenen Gesellschaft gegenüber. Dann aber erhob sie sich in plötzlicher Einigung mit einem einzigen energischen Ruck, entriß dem Nichtswürdigen den Knaben, den er kurz vorher auf seinen Schoß genommen hatte und verließ das Lokal. Diesmal ging sie geraden Weges zu ihrer kinderreichen Schwester Anna.

Von der Maschinenfabrik bis zur Wohnung des Eisengießers war es fast eine halbe Stunde, und weil die wöchentliche Lohnzahlung erst um sieben Uhr begann und sich stets auch noch in die Länge zu ziehen pflegte, hatte Anna, als ihr Mann heimkam, ihre Kinder schon gebadet, bis auf die Älterjährige. Vorher sie aber auch an diese Kleine ging, nahm sie den Gatten beiseite und erzählte ihm alles, was sie beim Schwager erlebte.

Das Bedauern über Marias Unglück war bei dem mißhüllenden Manne ein aufrichtiges und tiebes; wegen des brutalen Benehmens seines Schwagers jedoch kannte seine Empörung kaum noch Grenzen.

Anna stand in Gedanken und sah nach. Des Gatten liebender Blick forschte in der Tiefe ihrer Seele. Und er gab seinen Gedanken Worte:

„Ist nicht die höchste Lebensfreude auf Erden die Freude am Schaffen des Schönen? . . .“

„Des Guten in unserem Hall,“ flöcht Anna ein.

„Ja, Herz, und das Gute ist immer das Schöne. Und der Grad dieser Freude ist ein Maßstab für die Schönheit der Idee, die uns belebt. Jede gute Tat aber ist ein weiterer Baustein zur Vollendung jenes Tempels edlen und wahren Menschenvertrags, das wir erstreben.“

Anna stand und sah nach. Dann schaute sie auf und öffnete ihren Mund, stockte aber, als sie ihrem Manne in die guten Augen sah.

„Was denn, Anna?“ fragt der ausunternd.

Anna überlegte noch, dann meinte sie: „Wie man so hört, ist Marias Mann aber ein total verkommenes „Subjekt“.

„So schimpfen ihn die Leute,“ sagte darauf ruhig ihr Gatte. „Ich bedaure ihn als einen tief gesunkenen Menschen. Oder glaubst Du, es könne kein guter Junge mehr in ihm stecken? Davon darfst Du überzeugt sein, Anna, viele andere tun ähnliches oder das gleiche und stehen nach wie vor in Ansehen und in Ehren bei den Leuten, sei es um ihres Geldes oder ihres Ranges wegen. Warum tritt man immer den armen Teufel, der durch Misgeschick, falsche Erziehung und Not versumpft, vollends hinauf?“

Der Gießer hatte sich in eine rechte Bitterkeit hineingeredet, und Anna machte ihm den Vorhalt: „Siehst Du nicht zu schwarz?“

Aber ihr Mann entgegnete: „Wir haben dafür in unserem verwandtschaftlichen Kreise ja schon ein recht anschauliches Bild. Hast Du nicht selber schon oft gehört, wie sich Leute, anscheinend ganz anständige, denen man sowas nicht zutrauen möchte, in den gemeinsten Reden gefallen? Alle diese wären gegebenenfalls fähig, in die gleiche Tiefe hinabzusinken wie Marias Mann.“

„Du glaubst also,“ fragte jetzt Anna, „dass es möglich sei, beide wieder auf 'nen guten Weg zu bringen?“

„Ganz gewiss!“

„O, wenn uns das gelänge!“ Sie tauchte mit ihrem Gatten einen Blick des innigsten Einverständnisses aus. „Wäre das eine Freude!“

Am liebsten hätte Anna jetzt die Marie sofort aufgesucht, denn sie fürchtete voller Bangen, es könne zu einer Hülfe zu spät sein. Und dieser Murrhe gab sie auch Ausdruck, indem sie sich vorwarf: „Hätt' ich doch nur bolder nach ihr geschaut!“

„Wie hätten wir denn helfen können, Herz?“ fragte dagegen ihr Mann. „Nur mit Matschlägen und gutem Beispiel. Aber“ — er machte eine Bewegung des Bedauerns — „Ausdringlichkeit schlägt meistens fehl. In dieser Beziehung: dem Schicksal seinen Gang. Es bleibt uns in unserer Mittellosigkeit nichts anderes übrig als zu warten, bis sie kommt.“

Der Gießer kannte den Trost, der im Menschen steckt, der sich auslehnt gegen die Selbstanklage.

Die Versprechungen der Eheleute hatte im Schlafzimmer stattgefunden, fern von den Kindern; jetzt ging Anna in die Küche und badete nun auch ihr Jungstes, und ihr Mann nahm in ernster Stimmung seinen Platz an dem Fenster der Wohnstube ein und las seine Zeitung. Bis die Dämmerung hereinbrach, dann leerte er das Blatt beiseite.

Das war für die Kinder wie ein Zeichen. Sie nahmen im Jubel von ihrem Vater Besitz.

Es war dunkel geworden. Die Mutter zündete die Lampe an, worauf alle an den Tisch rückten, nur sie, die Bielbeschäftigte, nicht. Sie ging wieder hinaus in die Küche, um das Abendbrot anzurichten.

Da klopfte es an der Glasküche. Als dann die älteste Tochter hinausging und öffnete, trat Marie in den künstlich heiteren Kreis und stand da wie geblendet. Sie war ganz verwirrt, so dass sie nicht einmal den Stuhl sah, den ihr ihre Mutter anbot.

Anna nahm ihr den die Augen weit aufreißenden Knaben vom Arm und sah ihren über das elendige Aussehen der beiden fast sprachlosen Mann bedeutungsvoll in die Augen.

Der ging der Verstorbenen entgegen, reichte ihr die Hand, und fragte teilnehmend: „Sind etwas vorgefallen, Marie?“

Da ließ sie die Arme schwer auf einen Stuhl sinken und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. „Ich kann's net sage!“ rief sie wie gebrochen aus, und dann ging ein Schluchzen durch ihren Körper und ein Tränenstrom brach sich Bahn. Das waren die ersten erlösenden Tränen seit langer Zeit.

„So red' doch Marie, wo kommst Du jetzt her?“ drang Anna nun in sie, und stellte den kleinen, welcher zu seiner Mama verlangte, an den Boden.

Das tat sie nicht ungern; denn dem Kind haftete der widerliche Geruch großer Vernachlässigung an; sie musste sich Gewalt antun, um den Ekel zu verbergen, der sie anwandte.

„Von mein'm Mann,“ hatte Marie geantwortet, „ich will net mehr bei ihm bleiben, und ich bitt' Euch . . .“

„Dann bleibt Du derweil bei uns,“ unterbrach sie der Gießer beruhigend, und bengte sich voll Teilnahme zu ihr nieder. Dies aber auch nur für eine Sekunde; denn der Dunst der Verkommenheit machte auch ihm die Annäherung zum Ekel. Er tat das seiner Frau mit einer entsprechenden Gebärde kund.

Da kam der praktischen Anna ein Einsatz. Sie nötigte die Edameiter zunächst an den Tisch und fragte sie: „Wie hast Du Dich denn so schnell zum Fortgehen von ihm entschlossen?“ Nebenher mochte sie sich aber wieder mit dem Knaben zu schaffen und rief dann plötzlich, als Marie der Frage mit einem viersagenden Blick auf die Kinder antwortete, in freudiger Bewegung aus: „Dein kleiner kommt ja gerade recht zum Bade! In der Kühle ist noch alles gerichtet.“

Ohne viel Umstände nahm sie den kleinen mit, welcher zu schreien begann, weil auch seine Mutter dem Beginnen Annas widerstrebe.

„Lass ihn doch der Vater — er wird's net vertragen können —“ stotterte sie.

Aber das fruchtete bei der energischen Anna nichts; Friedrich saß im Wasser ehe er sich's verfah und war menschenstills, das Baden tat ihm allen Anschein nach sehr wohl. Er nahm den Schwamm, tauchte ihn unter und freute sich, wenn er wieder auftauchte, und die Tante ihn dann nahm, um ihm die schmutzigen Füßchen zu waschen. Da, er weinte nicht einmal, als diese ihm den Kopf abseifte, und immerfort zu ihm sagte: „Mach' die Augen zu, fest, fest zu!“

Marie lächelte durch Tränen und rief ihrem lachenden Liebling ein Scherzwort zu. Da rauschte er ins Wasser, daß es aufspritzte, und sprang dabei laut vor Lust.

So ging das Baden zu Ende und dann zog ihm die Tante ein schneeweißes Hemdchen von ihrem zweitjüngsten Mädchen an und auch dessen Nöckchen und Kleidchen, und so ausgestattet, wurde er voller Jubel in der Stube empfangen; die andern sahnen ihn kaum noch wieder.

Anna aber hat jetzt ihre Schwester inständig, nun auch ihrerseits diese günstige Gelegenheit zu benutzen, doch da gab es noch größeres Widerstreben. Das nützte aber natürlich wieder nichts, und die Hilfsbereite blieb bei ihr in der Kühle und half ihr, wie sie ihr öfters im Elternhaus behilflich gewesen; sie entsepte sich aber doch ob solch unsagbaren Schmubes!

Marie entschuldigte sich, als sie das sah, und sagte: „Ich hab' nur dies einzige Hemd.“ Und dieses einzige war noch total zerrissen. Aber Anna hatte schon ein sauberer von sich herbeigeholt und auch Unterkleider.

Morgens habe wir Zeit, dann wolle wir Deine Sache wasche und flicke,“ sagte Anna. Nach einem Weilchen laszen Marie und ihr Friedrich im Lampenschein der Wohnstube und nahmen das Abendbrot ein, frisch und blank, wie die andern.

Als dann die Kinder endlich zu Bett gebracht waren, und auch der Vater das seelige aufgesucht hatte, da erfuhr Anna von der Marie auch den Grund ihrer Trennung vom Mann. Sie schlug entsezt die Hände zusammen und rief aus: „So tief . . . !“

Aber die Marie verhinderte sie an der Rostendung des Satzes und versicherte: „Ich bin ehrenhaft geblieben, Anna!“

„Freilich, freilich, aber Dein Mann, Dein Mann!“ und kopischüttelnd, als könne sie das Unglaubliche nicht fassen, ging sie in der Stube auf und nieder, bis auch sie ihre Ruhestätte aufsuchte. —

Marie und ihr Knabe gehörten von nun an zur Familie des Gießers, und Anna schränkte sich in ihren Ausgaben nach Möglichkeit ein, um ihrer Schwester über die größte Not hinwegzuholen. An dem Dienstag, der dann kam, ging Marie aus, um sich Arbeit zu suchen, und am Mittwoch schon fand sie in einer Zigarrenfabrik an; sie hatte genommen, was sich gerade fand, verbessern konnte sie sich ja immer wieder.

So gingen die Wochen. Vier Sonntage hindurch hatten die Frauen fleißig gearbeitet, so daß für Marie samt ihrem Bübchen die notwendigsten Kleidungsstücke neu hergestellt waren. Als dann aber der fünfte Sonntag heranrückte, da wurde im Familienrat der Be-

schluß gefasst, den ersten gemeinsamen Spaziergang zu machen. Marie hatte zwar immer noch kein Sonntagskleid, aber Anna konnte ihr mit ihrem schwarzen ausstellen. Sie war auch zur Mutter gegangen, welche einen getragenen Hut vergrub, und dabei sagte: „Es ist nur gut, daß sie von dem Kinde weg ist, das verböhnt mich wieder mit ihr.“

Als dann der Sonntag kam, er stieg im Sonnengolde heraus, da sträubte sich Marie doch wieder, mitzugehen, weil sie fürchtete, Bekannten zu begegnen, die sie in ihrer Erniedrigung gesehen. Ihr Schwager sahnte das Gefühl gut, das sie beschlich. So wie er sich früher in einem heimathlichen Gesellschaftskreise auf keinen Fall in seinem abgerissenen Handwerksburschenkleide hätte sehen lassen, so fürchtete sich Marie jetzt, zu nobel zu erscheinen; sie fürchtete die Wölfe der Lente.

Um ihre Gedanken zu zerstreuen, schlug der Gießer einen sofortigen Aufbruch nach dem Morgenlasse vor, und zwar zu einem Frühspaziergang durch den Wald, dabei sei eine Begegnung, wie sie Marie fürchtete, so gut wie ausgeschlossen.

So zogen sie denn hinaus. Durch Vorstadtstraßen ging es dem Walde, wo man sich ganz dem Naturgenuss hingab, und durch diesen hindurch, einer Richtung zu. Von dort schimmerten die weißen Monuren einer Waldschente durch die Büsche, und das war dem Manne eine Mahnung, an den Glücksmarsh zu denken, denn die Schenke lag an einem Wege, der zwei schon ziemlich entfernt liegende Ortschaften miteinander verband. Herüberhallender Gesang deutete darauf hin, daß sich dort schon Ausflügler niedergelassen hatten. Aber das Singen stellte sich, je näher sie dem Hause kamen als ein wüstes Gejohle heranz. Neben dem Hause aber war ein hübsches Gartchen mit Tischen und Bänken, und dorthin lenkte der Gießer seinen Schritt.

Im Hausschlur der Schenke balgten sich ein Weib und ein Mann. Dabei stolperte der letztere und fiel langgestreckt nieder, dem Gießer gerade vor die Füße. Von drinnen drängten sofort alle anderen nach, ganz gemeine Gesichter zum Teil, und alle diese brachen in ein weitschallendes Gelächter aus. Am lautesten und gemeinsten aber lachte die, welche den Mann, der sich so schnell er konnte wieder erhob, zum Fassen gebracht hatte.

Das war alles sehr schnell vor sich gegangen, aber ebenso schnell hatten der Gießer und die ihm auf dem Fuße folgenden Frauen die Situation erfaßt: Der Gestürzte war der Frieder und das so gemein lachende Weib seine Freundin von der Schulzeit her, die Frida. Ratlos stand der sonst so gesetzte Gießer da. Der „Gassenfrieder“ aber senkte vor dessen Blick die Augen, und zu seinem Weibe und seinem Buben schaute er nur schüchtern und unter den Brauen hervor hinüber. Das dauerte alles nur wenige Sekunden. Dann bahnte er sich durch den Knäuel, der ihn umstand, mit Ellenbogen und Fäusten Bahn, rannte in das Haus zurück, holte drinnen Hut und Stock, stürmte wieder hinaus und hindurch durch die staunend und mit offenen Mündern Gaffenden und entfloß in den Wald wie ein vom Teufel Geheizter. Jetzt drängte auch die wie aus einer Betäubung erwachende Marie fort und schob den Wagen, in den sie die beiden kleinen hineinsetzte, heimwärts, als gälte es ein Leben zu retten. —

Als der Frieder, der im Walde zuerst die einsamsten Stellen aufgesucht hatte, und dann gegen Abend in die Stadt ging, in das Zimmer kam, das er mit seinem Weibe geteilt, wälzte er sich auf seiner Matratze im Dunkel der Nacht von der einen Seite auf die andere, ohne den Schlaf zu finden. Er brütete und brütete nach und wollte sich doch nicht gestehen, daß er sich beschämmt fühlte, weil er so unehliglich und in einer solchen Verfassung seinem Schwager gegenübergestanden.

(Schluß folgt.)

## Großgrundbesitz in Mazedonien in alter und neuer Zeit.

Von Ichtiraki.

**S**ie Türken sind nie in Mazedonien gewesen, große Municipien zu bilden — die großen hente bestehende Städte haben sich nicht durch die Türken, sondern trotz der Türken entwickelt —; sie haben die Landeskultur stets als eine Art Raub betrieben und trotz der schönen Moscheen, man in türkischen Quellen findet, haben Landherrn, die Mahibars, stets nur daran dacht, sich zu bereichern und zur Errichtung dieses Zweckes alle Arten von Verdrückung gewandt. „Wo das Pferd des Türkens sein Fuß hinsetzt, spricht sein Kraut mehr!“ Wahrheit dieses Sprichwortes bestätigen die unparteiischen Beobachter, die in den verfloßnen Jahrhunderten die Türkei bereisten, vielleicht mit Ausnahme eines einzigen, des Engländers Urquhart, der mit der festen Absicht in Orient kam, die Türken als eine Art Menschen, als eine aristokratische Rasse zu lieben und ihre Lebter in Zugenden zu deuten.

Dieses Lehnssystem war eine wunderliche Stenerichraube oder eigentlich eine Mord, die aus vielen Tausenden von Schrauben stand. Die Opfer haben das Grauze nicht gewußt nur von dem Teile, der sie zermalte. Der Spahi oder Aya war für sie der Etat, Hunderttausende von kleinen Tyrannen waren beschäftigt, dem armen Volke der Balkanländer das Blut auszusaugen. Wie jede Menschen, so nutzte sich aber auch diese ab. Schon unter Sultan Suleiman hatte der Grosswesir Rumel Pascha angesungen, die kaiserlichen Kronen zu verpachten. Derselbe Modus wurde an die übrigen Lehren und die Moscheengüter (Watâi) angewandt. Später riß der Mizbrauch an, daß die Paschas die Leute ihrer Daïre (Verwaltung) mit Lehren belohnten. Diese blieben natürlich in ihren Bureaus in Stambul und gingen nicht in die Provinzen. Sie zogen ihre Einkünfte ein und kümmerten sich nicht darum, wie man dieselben eingetrieben und welche Bedrückungen die christlichen Bäcker und Arbeiter zu erdulden hatten. Nachdem man unter Sultan Abdul Hamid I. einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, das alte Spahiheer und die Lehnssarmee zu reformieren, die jetzt zum großen Teile aus zum Militärdienste untauglichen Personen bestand und statt der Militärdienste meistens Proviantlieferung zu leisten hatte, ging man daran, das alte System vollständig fallen zu lassen. Die Zustände waren in dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts unhaltbar geworden. Der Militäradel der Spahi bestand jetzt aus faulen fetten Rentnerherren.

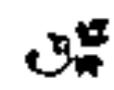
Diese Herren, die sogenannten Ajanc (Tabern) zeigten alle unangenehmen Eigenschaften ihrer Rasse. Sie behandelten ihre Bäcker schlecht und benahmen sich trotzig gegen die Staatsbehörden; besonders bildeten die sogenannten Dere Beys eine unbegülfte Krieger, die der Regierung viel zu schaffen machte. Die Bodenkultur war um jene Zeit in der Türkei ganz heruntergekommen. Vor allem an den großen Straßen lag das Land weilenweit wüst. Die Bewohner hatten sich in die Berge geflüchtet. Die Heidekoks, jene Scharen von slawischer Bauern, die durch die Auslaugung, welche sie von ihren Grundherren zu erdulden hatten, zur Empörung getrieben waren und plünderten und mordeten die freien Berge durchzogen, gaben den Behörden keine Ruhe. In Anatolien gab es mohammedanische Käuberbanden, die überall Schrecken verbreiteten. Das Heer der Janitscharen, das nach der Desorganisierung

des Spahiheeres allein auf dem Platze blieb, stellte, auf das Recht der Waffen trivend, die Hände nach dem Grundbesitz aus. Soerten diese frechen Prätorianer 1792 in Belgrad eine eigene Regierung ein und erklärten die meisten Dörfer jener Gegend für Tschirits, d. h. Krongüter, welche die Banera für sie bearbeiten und, nachdem die eigentlichen Herren des Landes die Spahis, wou ihren Zähnen erhoben hatten, noch den neunten Teil des Ertrages an sie abgeben mussten. Die Folge davon war natürlich, daß auch hier das Landvolk Haus und Hof verlor und in die Wälder und Berge flüchtete. Die Agonie des alten Spahinstemus dauerte nun, wie alles in der Türkei, ziemlich lange.

Man fing nun zunächst an, die Einnahmen aus gewissen Lehen nicht mehr durch die Zuhaber direkt einzuziehen zu lassen, sondern sie durch Staatsbeamte zu sammeln, sie an den Fiskus (Veit el Mal) abzuführen und dem jeweiligen Zuhaber eine feststehende Rente zu zahlen.

Außerdem wurde bestimmt, daß nach dem Ableben eines Spahi seine Söhne kein Recht zur Nachfolge besitzen sollten. Durch dieses Dekret war die Spahimce völlig beseitigt und die Timars fielen nach dem Ableben des letzten Spahi an den kaiserlichen Fiskus. Als Beispiel für den Verfall der Lehnsmarne in ihrer letzten Zeit führe ich an: Die Zahl der in den drei Bezirken von Epirus eingeschriebenen Spahis belief sich auf 1000, von denen kaum die Hälfte in das Feld zog, während die anderen als Invaliden wegen angeblicher Krankheit zu Hause blieben.

Wir finden nun, daß in Mazedonien zwar die Herren gewechselt worden sind. Es sind nicht mehr die Spahis, welche den Grund und Boden besitzen — aber die, welche nach der großen Reform, gegen Ende der dreißiger Jahre den Grund und Boden durch Kauf oder Pacht von dem Fiskus an sich brachten, ihn samt allen an die Scholle gebundenen Wächtern und Arbeitern erstanden, sind doch keine anderen als Angehörige jener Rasse von Notabeln und selbst Spahabkömmlingen, die, obgleich ihrer alten Ehren und Prerrogative beraubt, doch eine gewaltige Finanzmacht in Händen hielten. Natürlich haben sich in die Klasse der Großgrundbesitzer, die jetzt ihres festen Gesäßes entbehrte, auch andere Elemente eingedrängt, namentlich durch die Spoliens ihrer Amtsführung reich gewordene Beamte und Offiziere. Die Ancheten aber sind trotz aller Reformen in den Besitzrechten dieselben geblieben und verharren in derselben gedrückten Lage, man könnte fast sagen in derselben, in der sie sich zur Zeit ihrer Einwanderung in die Balkanhalbinsel befunden haben.



## Riechstoffe und Parfümerien.

Von Edwin Lewinsohn.

Die Kulturdenkämler der ältesten Völker lassen uns erkennen, daß die Parfümerie im weiteren Sinne keine Errungenschaft der Neuzeit ist. Ein altägyptisches Männerfaß im britischen Museum und Abbildungen solcher in ägyptischen Tempeln zeigen uns, daß mit allen Opferungen auch der Gebrauch von Wohlgerüchen Hand in Hand ging. Man verbrannte mit wohlriechenden Harzen gefüllte Opferküpfe; man parfümierte den heiligen Stier Apis mit wohlriechenden Substanzen. Vor Festtagen wurden die Gäste wohlriechend gesalbt. Duftende Mumienzierten Tafel und Trinkgefäß. Aus dampfenden Opferchalen stiegen aromatische Dämpfe empor. Auch den Toten folgten solche aromatischen Stoffe ins Grab. Die Mumien wurden

außer mit den üblichen Konservierungsmitteln mit Wohlgerüchen imprägniert. Die ägyptischen Damen trugen kleine Ventelchen, gefüllt mit aromatischen Harzen, bei sich. Die Vorliebe der Kinder Israels für alte Arten wohlriechender Stoffe kannte von den Ägyptern, ihren einzigen Unterdrückern, zahlreiche Stellen in der Bibel zahlreiche Vorschriften für aromatische Verbindungen auf, die meist zu den vorgeordneten rituellen Opferungen Verwendung fanden. Auch die alten Assyrer und Babylonier haben uns auf den jetzt bekannten Ventelchen, Beschreibungen ihres Tuns und Lebens hinterlassen. Die von ihnen unterjochten Völker mußten ihnen wohlriechende Harze und Hölzer als Tribut zahlen. Bei Festzügen gossen Frauen und Mädchen Parfüms aus goldenen Bechern umher. Zu gleicher Weise ehrten die Kinder durch Verbrennen wohlriechender Harze und Hölzer ihre Gottheiten. Aufgesägtes Sandelholz wurde mit aromatischen Esszen begossen und angezündet. Bei indischen Hochzeitsceremonien geschieht dasselbe noch heute. Der Bräutigam schenkt seiner Braut ein Ventelchen, angefüllt mit kleinen Büscheln zur Aufnahme von Gewürzen, Rosenöl usw. In China sagte schon Konfuzius: Weihrauch verbreitbt böse Gerüche, und Lichter erleuchten das Menschen Herz. Man benutzt dort in Mengen parfümierte Stäbchen und Duftstoffe einheimischer Pflanzen, besonders aber Moschus. Bekannt ist die Vorliebe der Griechen und Römer, besonders in ihrer Verfallszeit, für reichliche Wäder mit darauf folgendem Einölen des Körpers mit stark parfümierten Salben. Der griechische Arzt Hippocrates verordnete wohlriechende Pflanzen zu arzneilichen Zwecken. Mit wohlriechenden Kräutern wurden die Leichen vor ihrer Verbrennung bestreut. In Alten bildeten die Parfümerieläden den Sammelpunkt von Gelehrten und Politikern. Der Geschreiber Solon versuchte umsonst dem Luxus zu steuern. Schon Homer hielt das allzureichliche Parfümieren nur für weibliche Müßiggänger geeignet. Pferde, Hunde und sogar leblose Gegenstände wurden parfümiert; die Kleider in parfümierten Behältnissen aufbewahrt. Zu gleicher Weise hatten sich die Wohlgerüche bei den Römern eingebürgert. Besonders in der Verfallszeit unter den Kaisern wurde mit Wohlgerüchen ein ungeheuerer Luxus getrieben. Bei den von den römischen Kaisern gegebenen Gastmählern erschienen die Gäste förmlich in Wohlgerüchen. Stark eingefärbte Tauben durchschwirrten die Lüfte. Springbrunnen von Rosenwasser zerstäubten ihren Zuball. Die Kissen, auf denen man lagerte, waren mit Rosenblättern bestreut. Von der Decke rieselten wohlriechendes Wasser und Blätter duftender Blüten herab. Zogar die römischen Adler, die unseren Fabriken entsprechenden Feldzeichen, waren stark parfümiert.

Später waren es hauptsächlich die Höfe und Kirchen, die einen großen Verbrauch in wohlriechenden Stoffen hatten. Noch heute kann der Ritus der katholischen Kirche bekanntlich des Weihrauchs nicht entraten. Napoleon I. und die Kaiserin Josefine liebten sehr die Wohlgerüche; ersterer überschüttete sich jeden Morgen Kopf und Schultern mit Parfüms. Unter Ludwig XIII. kamen parfümierte Handschuhe in Gebrauch. Auf ihrer Innenseite war eine stark parfümierte Fett- und Wachsmasse gestrichen, die durch die Wärme der Haut erwachte und so ihren Wohlgeruch der Haut mitteilte. Die Damen trugen hauptsächlich zur Nacht solche Handschuhe, die ihre Wirksamkeit 14 Tage lang ausübten. Es sind uns verschiedene Vorschriften zur Herstellung solcher wohlriechenden Handschuhe erhalten geblieben. Eine solche aus dem 16. Jahrhundert trägt die Überschrift: „Handschuh zu profumieren / oder wohlriechend zu machen für groß Herren.“ Die Herstellung war ziemlich langwierig und dauerte etwa 4 Wochen. Man räucherte ferner in Behältern, in denen

Kleider aufbewahrt wurden. So befiehlt ein das Dekret: „Stein gut gerad für sich stehen Sie genau - Reiher - beden und der gleichen ander ding darmit wetriedend zu machen.“

In England wurde erst unter der Königin Elisabeth der Schönheit von Parfümerien allgemein. Hinweise darüber finden sich vielfach in den Dramen von Shakespeare.

Zu Deutschland war es das schönste Wasser Eau de Cologne, das sich einen Weltraum erwarb. Am Jahre 1709 erfand ein Kobann Maria Karina das Präparat. Die große Ausdehnung, die das Wasser fand, veranlaßte die Errichtung zahlreicher Fabriken. Die südlichen Fabrikanten in Köln schlossen mit Leuten in Italien, die zufällig Karina hießen, Verträge und stimmten dann entsprechend. Durch Mechtverträge wurde dieses Verfahren als unjahrhaft bezeichnet, so daß eine Anzahl Fabrikanten zu erstickern aufhörten, bzw. ihren Wohnsitz nach Italien verlegen mußten. Nunmehr gibt es in Köln an 30 Karina Firmen, die jede ihr Fabrikat als das „altein edle“ bezeichnen. Auch zwischen manchen dieser Firmen haben verschiedene Prozesse stattgefunden. Mit der Rüstung des Matsches der Zusammenziehung des südländischen Wassers hat man sich immer ein gehend beschäftigt. Heute wissen wir, daß dieses Geheimnis in einem Destillationsprozeß besteht, dem eine spirituose Lösung überliefert ist. Unterworfen wird. Hierdurch wird das Aroma feiner und die Mischung der einzelnen Bestandteile einfacher. Längeres Lagern des Destillates ist dann ein zweites Hauptfordernis. Daß mit der Entzündung dieses Geheimnisses einem so gefühlten Bedürfnisse abgeholfen wurde, bereitet eine Schrift aus dem Jahre 1829. Zu diesem Büchlein wird „Das ganze Geheimnis sowohl der Fabrication des edlen Cölnischen Wassers (Eau de Cologne) aufrichtig mitgeteilt und so beschrieben, daß dieselbe danach zum Verkaufe oder zum eigenen Gebrauche von jedermann fertiggestellt werden könne.“ Das Ganze ist nach den französischen Notizen eines Fabrikarbeiters bearbeitet. Man wußte schon damals, daß das Wesentliche der Herstellung auf dem Destillationsprozeß beruht. Die Destillationsgerätschaften und das Destillieren selbst erfahren in dieser Schrift eine eingehende Behandlung. Das Aroma des südländischen Wassers beruht auf folgenden ätherischen Oelen: Bergamott-, Zitronen-, Rosmarin-, Pomeranzenblütenöl; kleine Abweichungen, wie ein kleiner Zusatz von Melissenöl, kommt in den einzelnen Fabrikaten vor. Die einfache spirituose Lösung dieser Oele, die sich auch jeder alle selbst herstellen kann, bringt auch ein gutes Aroma hervor, kommt aber dem Destillationsprodukt nicht gleich.

Durch die Erwähnung der ätherischen Oele in Parfümeriezwecken kommen wir auf den Unterschied der bei den Alten beliebten Methoden der Parfümierung und der jetzt geübten Mode. Wir verbrennen jetzt keine Harze und wohlriechenden Hölzer mehr. Wir werfen auch nicht mehr mit ganzen Plattenladungen wie einer umher, sondern begnügen uns mit kleinen flüssigkeitsmengen, die in der Haupftasse eine Lösung ätherischer Oele ist. Wir wissen eben heute, daß das wirksame und duftende Prinzip einer Platte auf ihrem Gehalt ein ätherischem Oel beruht. Wir können den Pflanzenduft in gewissermaßen zentriertem Zustande gewinnen, indem wir durch geeignete Manipulationen das ätherische Oel herausziehen: wir isolieren durch das ätherische Oel den Plattenduft. Ein Nebenbleibsel aus der alten Räucherungsart ist uns noch in den bekannten in konischer Form gehaltenen Räucherkerzen erhalten geblieben, in denen durch das Anzünden die in ihnen enthaltenen aromatischen Stoffe zur Verdunstung und dadurch zu der beabsichtigten Wirksamkeit gelangen. Rehmisch wirken die Räucherpapiere und die hier und da noch gebräuchlichen Räucher-

pulver. Das Wort Parfüm kommt vom lateinischen per fumum, d. i. durch Rauch; durch Erwärmung und dann durch Rauch entwickelt sich der bis dahin kaum merkliche Geruch aus Harzen und Pflanzenteilen.

Wenn wir wissen, daß heute Parfümerien in ungeheurer Menge verbraucht und in der Hauptfache ätherische Öle hierzu verwandt werden, so müssen wir uns mit ihrer Charakteristik und in allgemeinen großen Umrissen auch mit ihrer Darstellung bekannt machen. Vorangegangen ist bereits, daß die ätherischen Öle alle pflanzlichen Ursprungs sind. Der Duft von Rosen, einer Rose, einer Zitrone zeigt uns an, daß in diesen Blumen oder Früchten ätherisches Öl enthalten ist; es muß mithin Rosin-, Rosen-, Zitronenöl zu isolieren sein. Neben die Gewinnung einzelner als Niedstoffe sind zu Parfümerien verwandten ätherischen Öle mögen daher einige allgemein interessierende Daten angegeben sein.

Die Königin der Blumen feiert nicht nur bei uns Triumph. Freuent sie durch ihren Duft die Nase und erhöht sie durch ihr Aussehen den Reiz ihrer Umgebung, so hängt in manchen Gegenden von ihrem Gedehnen das Wohl und Wehe ganzer Landstriche ab. An den Abhängen des Balkan, in der Türkei und Bulgarien wird die Rose zur Gewinnung von ätherischem Öl in großem Maßstabe angebaut. Eine wunderbare Wirkung soll der Aufblick der weiten Weiten Rosenfelde hervorrufen. Meist sind es Bergbauern, die die Olgewinnung im kleinen betreiben. Die Bauern kommen nach der Ernte in den einzelnen Dörfern zusammen und bestimmen den Preis für das Rosenoöl, der von den Einfäubern gezahlt werden soll. Den größten Ertrag liefert der Bezirk von Kazanlik. So waren es im Jahre 1904 fast 1½ Millionen Kilogramm Blüten, die 1400 Kilogramm Öl gaben. Der Ertrag im ganzen Produktionsgebiet betrug im vorigen Jahr über 4000 Kilogramm Öl. Wenn man bedenkt, daß ein Kilogramm Öl 600—800 Pf. kostet, so steht in diesen Landstrichen eine ganz hübsche Summe zusammen. Meist finden sich beim Vergleiche der eigentlichen Produktions- mit der Ausfuhrmenge einige „Unstimmigkeiten“. So betrug z. B. im Jahre 1900 die Gesamtproduktion 4250 Kilogramm, während die Ausfuhrmenge 5800 Kilogramm betrug. Woher kam diese Differenz? Nun, einfach dadurch, daß das echte Rosenoöl gleich zu Ort und Stelle mit etwa 1500 Kilogramm des billigeren, ähnlich riechenden Geraniumöls vermischt worden war. Trotzdem die türkische Regierung die Einfuhr von Geraniumöl verboten hat, blühen die Fälschungen doch ruhig weiter, da man im Orient mit alten, zumal so einträglichen Gebräuchen nicht gern bricht. Da man jetzt ziemlich sichere Untersuchungsmethoden zur Feststellung irgendwelcher Fälschungen und Zusätze hat, lassen sich plumpen Fälschungen auch fast immer feststellen.

(Schluß folgt.)



## Die Hauptreligionen des Morgenlandes.

Von J. Stern.

### Der Islam.

**S**er Islam (d. i. „Gingebung“ an Gott), die nächst dem Buddhismus im Orient verbreitetste, aufgangs des 7. Jahrhunderts im großen „glücklichen“ (zur Unterscheidung vom kleinen „falsigen“) Arabien entstandene Religion, gilt als die persönliche Schöpfung des Mohammed, geboren am 20. April 571 in der großen Handelsstadt Mecka.

Die jüngste unter den drei monotheistischen Religionen, ist der Islam noch weniger ein Originalwerk als das Christentum, das selbst ein reformiertes Judentum, vielmehr

im wesentlichen ein Abklatsch dieser beiden; wie auch dessen heiliges Grundbuch, der „Koran“, zahlreiche Bestandteile aus der Bibel, dem Alten und dem Neuen Testamente, enthält. Der Islam wird darin als die Vollendung der biblischen Offenbarung hingestellt, was der Koran in manchen Bibelstellen voraus verkündet sieht. Indessen lange nicht durch so abenteuerlich gewaltsame Auslegung, mittels welcher christliche Theologen zahlreiche Hinweisungen auf das Auftreten Jesu im Alten Testamente gefunden haben, worüber Adalbert Merk zutreffend schreibt: „Es ist ein wahrer Greuel der Verwüstung, und wer viel von dieser Literatur lesen muß, dem läuft die Galle über bei diesem System der Verblendung und unbewußten Verlogenheit.“

Wenn die Kritik gegen die Christen des Moses, des angeblichen Stifters der israelitischen Religion, wohlbegündete Zweifel hegt, so wird die Skepsis gegenüber Mohammed als Stifter des Islam, dessen Entstehungsgejäherte einer historisch zuverlässigeren Epoche angehört, in der Hauptfache verstummen müssen. Ein anderes aber ist die Frage, ob nicht auch hier, wie in vielen anderen geschichtlichen Bewegungen, dem Genie eines Individuums zugeschrieben worden ist, was als zeitgemäße Neuerung von vielen erwartet ward und von der Einzelpersönlichkeit in glücklicher Zusammenfassung und Ausgestaltung in Fluss gebracht und den Massen zugestimmt wurde. Zu diesem Sinne war ja z. B. auch Luther keineswegs der eigentliche Urheber der Reformation. Die vulgär Reigung zum Personalisieren und Heroisieren sicht ihre Kränze um das Haupt einzelner um so üppiger, als die historischen Triebkräfte, die zu einem Umschwung drängen, nicht auf der Oberfläche liegen.

Die politische Centripetal Kraft, welche allenfalls die kleinen Gruppen der Gippen und Stämme, die primitiven Gesellschaftsbildungen, zu Staaten und Reichen zusammenhieftete, trat begreiflicherweise um so stärker in Wirksamkeit, wo der Warenverkehr zur Entwicklung gelangt war. Bei schroffer Abschließung der Gruppen gegeneinander, die überrätschliche kriegerische Feinde im Gefolge haben, kann ja der Handel nicht gediehen. Dieser aber war in Arabien zu jener Zeit bereits zu hoher Blüte gelangt, doch hauptsächlich bloß in den fruchtbaren Küstenlanden, von denen die mächtige Halbinsel auf drei Seiten umsäumt ist. Handelskarawanen zogen nordwärts nach Syrien und in die Euphratgegenden, Handelsschiffe westwärts an die Küste Afrikas, ostwärts an die Gestade Persiens und Indiens. Anders auf der gewaltigen Hochebene, die das Innere der Halbinsel ausfüllt, einer unermesslichen Steppe mit bizarr gestalteten Felsbergen, wildzerrissenen Schluchten, mit zahlreichen Oasen. In diesen weiten Landschaften mit ihren plötzlichen Übergängen von wildester, schreckhafter Hölle zur Leppigkeit tropischer Vegetation, ihrem weit aus den größten Teilen des Nahen Ostens hindurch wolkenlosen Firmament, aus welchem bei Tag die glühende Sonne ihre Strahlengüsse niedersendet, hansten die nomadisierten Beduinen, deren Meichtum Kamale, Rossen und Schafe, und die zumeist Hirten, Jäger, Krieger und wilde Räuber zugleich waren. (Joh. Scherr.)

Auf diese letzteren Stämme besonders, deren materielle Christenmittel erheblich beschränkt blieben, mochte das Ubel der Neubevölkerung, die treibende Hauptursache auswärtiger Kriege in alten Zeiten, schwer lasten.

Drängte so einerseits der Handel zum Zusammenenschluß der bis dahin zersplitterten Stämme Arabiens, die einander ununterbrochen in den Haaren lagen, so erforderten andererseits die Großenkriegsziege, die nachmals die größere Hälfte des damals bekannten Erd-

kreises der arabischen Herrschaft unterwarf, große in sich geeinigte Armeen.

Diese Einigung vollzog sich auf ideologischem Wege im Beideen des Islam. Ein solches großes Gemeinwesen braucht als inneren Mittel ausgebildete Rechtsnormen, und zu deren Ergänzung moralische Gebote, die im gesamten Allerum von den Göttern hergeleitet werden, welche deren Befolgung überwachen, deren Beobachtung belohnen und deren Missachtung bestrafen. Es braucht aber auch, um den inneren Zerfall zu verhindern, soziale Gebote und Einrichtungen zur Linderung der Not der Armeen und Milderung der Klassegegensätze. Solche hatten sich besonders in der reichen Hauptstadt Mecka mit einer harten, gewalttätigen Aristokratie (S. Beckendorf, „Mühemed und die Seinen“), vielleicht besonders herausgebildet.

Die Grundzüge einer solchen Gesetzgebung verbrünt mit entsprechend mythologischem universalischem Zubehör, waren bereits in der Bibel vorhanden, und der Islam entnahm ihnen dafür seine Zwecke, es modifizierte und der Bevölkerung Arabiens anpassend, ohne aber das Bestehende in Bruch und Vogen zu beseitigen.

Wie alle Religion auf niedrigster Stufe war die der vorislamischen Araber bloße Magie, bar des rechtlichen, ethischen und sozialen Gehalts. Durch Generation und Opfer soll die Kunst der unbekannten Welt, n. Schießsäule, der Götter, erworben werden. Das sichtbare Idol derselben war die Kaaba zu Mecka, ein Tempel mit einem vierzigsteinen schwarzen Stein in der Mauer, dem eigentlichem Gegenstand der Verehrung. Ein Steinfetisch „Menhir“, den man von einer Gottheit besetzt dachte, war im alten Orient keine Seltenheit. Ob ein Meteorstein oder Lava, weiß man nicht. Ihn habe Ismael, der Sohn Abrahams nach der Genesis (Den 1. Buch Mose), der sagenhafte Stammvater der Araber und Erbauer des Heiligtums, vor Engel Gabriel erhalten. Dieses Heiligtum bildete lange vor Mohammed für die zahlreichen isolierten Stämme einen Mittelpunkt, wohl eine Vorstufe zur Einigung, ein loses nationales Band, ähnlich den Nationalspielen zu Olympia für die verschiedenen Kleinstaaten Griechenlands. Denn auch bei den jährlichen Wallfahrten zur Kaaba, die mit einem großen Warenmarkt verbunden waren, wurden wie in Griechenland während der olympischen Spiele die gegenseitigen Feindseligkeiten eingestellt, die Blutrache ruhte und poetische Wettkämpfe wurden veranstaltet. Jeder Stamm stellte da seine eigenen Götterbilder auf, neben dem Hauptgott „Hubal“, der als „Allah“ (der Höchste) angebetet wurde, als Obergott, gleichfalls ein mythologischer Ansatz zur Einigung der Stämme. Wie bei den Israeliten Jahwe, avancierte dann Allah zur monotheistischen Würde als Universalgott: Widerspiegelung der erstreuten Weltherrschaft der Araber.

Das Leben Mohammeds ist wie das aller Religionsstifter mit legendären Märchen und Sagen reichlich durchflochten, deren gründliche Abseheidung nicht mehr möglich ist.

Früh verwaist durch den Tod beider Eltern die ihm wenig hinterließen, erwarb sich der Knabe seinen Unterhalt als Schafhirtenjunge was vielleicht freie Erfindung ist, schon wegen der Ähnlichkeit mit dem biblischen König David. Dann diente er als Kameltreiber seinen Oheimen auf ihren Handelskarawanzügen, gelegentlich auch als Bogens- und Körnerträger in einer Klanfehde. Am 25. Lebensjahr trat er in den Dienst der reichen, bereits vierzigjährigen Kaufmannswitwe Chadidsha, die sich in ihn verliebte und 595 ihn heiratete. Der Ehe sind viele Kinder entsprossen, die aber jung oder



**Inntalerin.** Nach einer Zeichnung von Hermann Lindenfchmit.

ohne Nachkommen starben, mit Ausnahme der Tochter *Zutme*, die Mohammeds Vetter *Ali* heiratete und Mutter einer zahlreichen Nachkommenschaft wurde.

Mohammed lebte fortan als sensueller Händler. Dabei gab er sich häufig in der Einheit religiösen Gläubigen und Phantasten hin. Epileptische Anfälle, Zustände der Verzückung mit Halluzinationen (Visionen), brachten ihn auf den Gedanken, er stünde im Verlehr mit Engeln und empfange höhere Eingaben. So entwickelte sich in seinem Geiste ein Religionsystem, mit dessen Hauptlehrsatzen er in seinem 40. Lebensjahr in die Daseinslichkeit trat: „Es ist nur ein Gott und Mohammed sein Prophet.“ Zweifellos hat er von Verführungen mit Juden und Christen Inspirationen empfangen, es wird auch vermutet, daß von der Verwandtschaft seiner Frau aus praktischen Gründen die Anregungen zur Stiftung der neuen Religion ausgegangen seien.

Hier soll sogleich eine Skizze über den Koran und seinen Inhalt angereicht werden. Der Koran, mit dem Artikel Alkoran (Ton auf der letzten Silbe), vom arabischen Zeitwort *karaa* lesen, also das Buch par excellence, das „Buch der Bücher“ (was auch „Bibel“ bedeutet), in 114 „Suren“ (Reihen, soviel als Kapitel), ist in vorhandener Gestalt ebenso wenig das Werk Mohammeds, als er vom Himmel gesunken ist, wie die Moslemen (Bekennner des Islam) glauben, analog den orthodoxen Juden und Christen, die der Bibel himmlischen Ursprung zuschreiben. Mohammed hat bei verschiedenen Anlässen seinen Jüngern einzeln mündlich vorgetragen, manchen Abschnitt mag er wohl auch niedergeschrieben oder diktiert haben. Nach seinem Tod befanden sich Bruchstücke auf Pergament, auf Leder, auf Palmblättern, auch auf Schulterknochen geschlachteter Schafe, in verschiedenen Händen. Weiteres hatte sich im Gedächtnis von Zuhörern erhalten. Über schon unter den ersten Kalifen (wörtlich Stellvertreter, nämlich des Propheten), wurde eine Zusammenstellung und Redaktion veranstaltet.

Der Koran ist in einer Art rhythmischer Prosa verfaßt, die mitunter in Reimen ausläuft. Sein literarischer Wert steht nicht sehr hoch, jedenfalls an epischer, schildernder, lyrischer, rethorischer und didaktischer Poesie wie an Ideengehalt tiefer als die Bibel, woraus er manches entlehnt und — verbalhornt hat: im großen und ganzen ein langweiliges, um nicht mit Schopenhauer zu sagen, ein schlechtes Buch.

Die Glaubenslehren des Islam sind: 1. Der einzige Gott Allah, dem aber auch ein Herrschaft von Engeln und der Teufel mit einer Schar von Dämonen nicht fehlt. 2. Die Vorherbestimmung der menschlichen Geschichte durch Gott, die so ziemlich fatalistisch gedacht ist. („Kismet“, das Schicksal.) Gleichwohl wird die eigene Tat des Menschen keineswegs unterschätzt, und der Koran selbst hebt das in mehreren Sprüchen hervor. („O Volk, spanne deine Kräfte an!“) Nicht Regulativ will der Koran sein, sondern das Gemüt über Unabwendbares beruhigen. 3. Das Prophetentum Mohammeds. 4. Unsterblichkeit der Seele samt Auferstehung und Weltgericht, Belohnung der Guten und Gerechten im Paradies, besonders durch entzückende Schönheiten (Hiris) und Bestrafung der Schlechten mit gräßlichen Höllenqualen, in deren Ausmalung der Koran sehr üppig ist.

Die Pflichten sind: 1. Das Gebet, täglich fünfmal, mit zur Kaaba gewandtem Antlitz (wie bei den Juden nach Jerusalem). 2. Das Fasten (bei Tag) namentlich im ganzen Monat Ramazan oder Ramadhan (der 9. Monat, das Jahr beginnt mit unserem 15. Juli). Auf ihn folgt das dreitägige Fest des kleinen, und 70 Tage später das viertägige des großen Bairam. Wöchentlicher Ruhe- und Heiligungstag ist der Freitag. 3. Das Almosenspenden als

religiöser Akt, welches Mildtätigkeit im weitesten Sinn umfaßt. 4. Wallfahrt nach Mekka mindestens einmal im Leben.

Als weitere religiöse Verbindlichkeiten gelten: die im Koran nicht erwähnte und schon vor Mohammed gebräuchliche Beschußdung (aber nicht schon am 8. Tage wie bei den Juden und auch oberflächlicher ausgeführt); häufige Waschungen und Reinigungen; endlich der Krieg gegen die Ungläubigen (Krieger, Gegners).

Sittliche Gebote sind namentlich: gute Behandlung der Eltern. Niedlichkeit im Geschäft, besonders im Markt und Gewicht. Unterlassung des Buchers. Schuh des Lebens Neugeborener. Vermeidung der Ehe mit unzüchtigen Frauen und ausschweifenden Männern. Den Wein genüßt hat Mohammed erst in späteren Jahren untersagt. Wohlholde meinen, damit er den Gläubigen besser schmeckt, weil alles Verbotene reizt. Auch das Pfeilspiel, ein Glücksspiel um Namele, hat er verpönt.

Einen eigentlichen Priesterstand kennt der Islam nicht.

Eine Theokratie hat Mohammed wohl gestiftet im Kalifat, der Vereinigung geistlicher und weltlicher Autorität im Kalifen, aber dieser Cäsaropapismus hat sich nicht lange behaupten können.

Der Koran enthält endlich auch das Recht, er ist das Zivil- und Strafgesetzbuch der islamitischen Welt, als oberste Instanz maßgebend für alle Fälle.

Wir nehmen den biographischen Haden wieder auf. Während Mohammeds Lehren bei den unteren Schichten Meffas auf empfänglichen Boden fielen, fand er in den vornehmnen Kreisen grimmige Gegner. Erbitterte Ränke hatte er mit diesen zu bestehen und oft mußte er feindlichen Nachstellungen durch Flucht in die Wüste entgehen, von wo er aber immer wieder zurückkehrte, wohl wissend, wie wichtig es für seine Ideen sei, in diesem Vorort Arabiens Wurzel zu fassen. Schließlich mußte er doch im Jahre 622 die berühmte Flucht anführen, mit der die islamitische Zeitrechnung beginnt, die „Hedjra“ (wörtlich Auswanderung), die ihn mit seinen treuen Genossen, dem Freund Abu Bekr und dem nachmaligen Schwiegersohn Ali, nach vielen Fährlichkeiten in die Stadt Rathrib führte, wohin schon vorher seine Anhänger geflohen waren, und die nun die Hauptstadt des Islam wurde, weshalb sie Medina („die Stadt“ des Propheten) genannt wurde.

Hier, in Medina, traten zahlreiche Einwohner dem Islam bei, wiewohl es ebenfalls an Gegnern nicht fehlte. Bald konnte Mohammed die Eroberung Mekkas mit den Waffen ins Auge fassen und unternehmen. Einen großen Sieg erfuhr er bei Bedr, dem jedoch 625 eine Niederlage am Berge Ohod folgte, die ihm selbst beinahe das Leben kostete. Allein zu Ausgang des Jahres 629 konnte er mit 10 000 Streitern vor Mekka rücken und schon 630 zog er als Sieger in die überwundene Stadt.

Entgegen arabischem Kriegsrecht behandelte er die Einwohner schonend, die Göden aber wurden unerbittlich zerstört und die Kaaba zum Zentralheiligtum des Islam erklärt. Noch manche glückliche Feldzüge wurden unternommen, doch wendete er den Rest seines Lebens auf die Durchbildung und Festigung des Islam, der bald in ganz Arabien heimisch ward und auf dessen Basis er die politische Organisation (Steuerverwesen) durchführte.

Im Jahre 631 trat Mohammed zum letztenmal die Wallfahrt nach Mekka zur Kaaba an; mit glänzendem Pomp, als Prophet und Fürst hochverehrt. Nach Medina zurückgekehrt, erkrankte er. Auf dem Lager wies er die Versuche seiner Jünger, ihn als Gottes Sohn zu

erklären, energisch zurück mit den Worten: „Ich habe keinen Sohn und ich bin bloß ein Mensch wie ihr.“ Er befahl seinen Slaven die Freiheit zu schenken und das Geld in seinem Besitz den Armen zu geben. Am 12. Juni 632 starb Mohammed, als Heerführer eines Reiches, das bereits Städte und Beduinen Arabiens umfaßte. Er ward im Bezirk der Moschee in Medina begraben, der ältesten des Islam.

Der Gedanke, der im „Ring der Ribslungen“ eine so grandiose poetische Ausprägung erhielt, findet auch im Islam seine Bestätigung. Die Machtgier und Interessenjagd treiben ihre Teile in noch so fest gesetzte Schöpfungen um, führen zu politischen und ideellen Spaltungen. Nicht lange nach Mohammeds Tod trat ein Säima (Spaltung) ein, das sich zunächst um den Streit über den Nachfolger des Propheten drehte. Ali, dem der erste Anspruch zu stand, wurde verdrängt von Abu Bekr, dem Vater von Mohammeds ränkewoller Frau Aicha, welcher der erste Kalif war. Das legt den Grund zur Spaltung der Gläubigen in zwei Religionsparteien, die noch jetzt bestehen, aber hernach sich wiederum in zahlreichen Zerstreuungen spalteten: die Schiiten, d. h. Anhänger, nämlich des Ali und seines Geschlechts, meist in Persien wohnhaft, und die numerisch mächtigeren Sunnitern, von Sunna, der Brauch, einer neben dem Koran entstandene Sammlung, hauptsächlich von Sittenlehren.

An Missfällen in groben Aberglauben, deren Gegenstand der Stifter selbst geworden, hat es so wenig gefehlt wie im Buddhismus und im Christentum. So zahlreiche Wunderlegenden, Reliquien- und sodann die Heiligenverehrung trotzdem sie vom Koran verpönt wird, gegen welche jedoch das unter Abd-el-Wahab um 1750 im Innern Arabiens gegründete mächtige Reich der Wahhabiten (das in Opposition steht gegen das Oberhaupt des orthodoxen Islam, den Sultan in Konstantinopel) mit Waffengewalt kämpfte. Zahlreich sind die Mönchsorden obgleich Mohammed die Möncherei ausdrücklich verworfen hatte —, deren Mitglieder persisch Derwische, arabisch Fakire, deren Vorsteher Scheich heißen, mit allerlei exzentrischen Bräuchen. Eine besondere Erwähnung verdient der in der übrigen Welt des Islam als Meister verrufene Sufismus, ein pantheistisch-theosophischer Mystizismus. Der Name kommt von „Suf“ (Wolle), weil die ersten Sufi-Mittel aus grober Schafswolle getragen haben sollen.

Die einem reißenden Strom vergleichbaren Eroberungszüge des Islam nach dem Osten, dem Süden und dem Westen begannen schon unter dem zweiten Kalifen Omar. Seine höchsten Triumphe errang der Islam unter dem Begründer der Dynastie der Ommajaden (661 bis 750), der seine Residenz nach Damaskus verlegte.

Doch auch die geistige Kultur trieb in der Welt des Islam reiche Blüten, das bezeugt die Geschichte der Mathematik, Astronomie, Heilkunde, Philosophie, bezeugen die Dichter Firdusi, Omar Chajjam, der kühne Leher (deutsch von Bodenstedt und anderen), Hafis, der köstliche Sänger und gleichfalls Erzähler (deutsch von Daumer, bei Reclam von J. Stern neu herausgegeben) und andere, bezeugen die Prachtbauten in Kairo, Delhi, Agra und der Mauren in Spanien.

So hervorragend die Kräfte im Hande waren, so rückständig blieben sie in der grossen Industrie, deren kapitalistische Entwicklung in Abendland die Welt des Islam weit überflügelte. Noch immer aber ist sein Reich ein großes. Es umfaßt außer Vorderasien und Persien weite Gebiete in Mittelasien und zählt in China allein gegen 20 Millionen Bekennner, und in Nordafrika, im Süden und an den Küsten West- und Ostafrikas ist er noch im Vordringen begriffen. Die Zahl seiner derzeitigen Bekennner schätzt man auf 200 Millionen.

# Die Verrücktheit des Herrn Riemke.

Humoristische Erzählung von W. W. Jacobs.

**D**er alte Jan Nienke von der „Zusanna“ war von zwei Tüpfeln besessen — der Vorliebe für starke Getränke und dem Geiz — und das einzige, was diese beiden Zwillinge gemeinsam hatten, war die Lust, einen Trunk zu bekommen, ohne dafür bezahlen zu müssen. Wenn Herr Nienke seinen Schoppen selbst bezahlte, verteidigte sich der Geitztuft als Beweis und hielt ihm eine Abstinenzpredigt, und wenn die Anzeichen befanden, dass er davon profitiert hatte, veranlaßte ihn der alkoholfreundliche Tüpfel, vor den Türen der Wirtshäuser herumzulungen und nach einem Kreislauf in einer Weise auszuschwärmen, die seine Schiffstosslagen als einen Schandfleck für die gesamte Menschheit betrachteten. Manch herzhafter Durst, der mit Rötelkleisch großgezogen und durch starken Tabak rege gehalten worden war, hatte durch den Anblick des am Eingange stehenden Herrn Nienke, der mit einem verjährlischen Lächeln auf den Lippen darauf wartete, zum Mittrinken eingeladen zu werden, Schaden gelitten.

Schließlich wurde es Herrn Nienke eines Tages klar gemacht, dass sein Benehmen ein schlechtes Licht auf Männer würfe, die durchaus imstande wären, mit ihrer diesbezüglichen Aufgabe allein fertig zu werden, ohne sich dazu noch eine Extralast aufzufürden zu müssen. Karsten Karstens war der Sprecher, und seine Bemerkungen ließen in bezug auf Grobheit wenig zu wünschen übrig. Zu bezug auf lästerliche Flüche konnte Karsten sich in dem stolzen Besuchte wiegen, dass er nach der Meinung seiner Kollegen nichts ungesagt gelassen hatte.

„Du solltest im Reichstag sitzen, Karsten,“ sagte Klaus Witthahn, als er geendet hatte.

„Dazu gehört Geld,“ entgegnete Karstens und schüttelte den Kopf.

Herr Nienke lachte, ein greisenhaftes Lachen, das aber nicht an Mangel an Lust litt.

„Das wollten wir Dir nur sagen,“ bemerkte Karstens, indem er sich plötzlich nach ihm umwandte. „Wenn es irgend was in der Welt gibt, das ich hasse, so ist es ein trinkender Geizhals. Du kennst jetzt nun unsere Meinung, und das beste, was Du tun kannst, ist, dass Du ein neues Leben anfängst.“

„Lad' uns mal alle in den „Kompass“ ein,“ schlug Witthahn vor. „Mal 'raus mit 'n paar von den Goldstücken, die Du zusammengehäret hast.“

Herr Nienke blickte ihn mit kühler Verachtung an und ging dann, da er die Bemerkung machte, dass sich die Unterhaltung noch weiter um seine unwürdige Person drehen zu wollen schien, an Deck und ließ sich dort nieder, um über die Beleidigungen, mit denen man ihn überhäuft hatte, nachzurütteln. Seine kindische Art, als Karsten ihm am folgenden Tage beim An-Land-gehen auf den Herzen folgte und ein aufgeschwemmtes Individuum über seinen wahren Charakter ausklärte, grenzte nahezu an Veranschtheit, und mit rollenden Augen und trockener Kehle lehrte er wieder an Bord zurück.

Während der nächsten zwei Monate konnte man mit Bestimmtheit behaupten, dass er jeden Schoppen, den er trank, auch selbst bezahlt hatte. Seine Augen bekamen einen fröhlicheren Schein und sein Gesicht einen frischeren Ausdruck, und doch war er nicht so erfreut, wie es jemand vom anderen Geschlecht jedenfalls gewesen wäre, als er mit sich sehr zufriedene Karstens seine Kollegen auf diesen Fortschritt außerordentlich mache und den ganzen Dank dafür für sich in Anspruch nahm. Es ist sehr wahrscheinlich, dass Herr Nienke unter diesen Umständen mit der Zeit einen Geschmack an starken Getränken gewann.

haben würde, wenn nicht gerade zu dieser Zeit ein neuer Koch an Bord gekommen wäre.

Es war dies ein großer, ruppiger Mensch, der sehr auf seinen eigenen Vorteil bedacht war. Das das Knauern anbelangte, so entdeckte man bald, dass er und Herr Nienke viele gemeinsame Sätze aufwiesen, und der letztere, erfreut darüber, eine verwundete Seele gefunden zu haben, war willens, sich dies bestens zunutze zu machen, und verbrachte, trotz der Hitze, einen großen Teil seiner freien Zeit in der Stombüste.

„Dabei bleib man,“ fasste der Braubart mit Nachdruck; „dazu is das Geld da, daß man's aufhebt; wenn Du Dein Geld nich ausgeben tuft, is es immer Deins. Ich bin oll mein Leben ein sparsamer Mensch gewesen — und was is das Neustadt?“

Der Koch wartete eine Zeit lang geduldig, dass er es höre, und erwiderte sich dann beiderseitig, was es wäre.

„Wie Tu mich hier leben tuft,“ versetzte Herr Nienke, der ihm in seiner Gutmütigkeit behilflich war, wohl zu gerütteln, „bin ich jetzt zweifellos frisch sobre alt und habe ein Erinnerungsbuch unten in meiner Höhle über drei tausend Jahrhundert und einige Mart.“

„Dreitausendachtundvierzig Mart!“ wiederholte der Koch ganz erstaunt.

„Von and're Sachen ear nich zu reden“, fuhr Herr Nienke der die durch seine Worte hervorgerufene Wirkung erfreut zu würdigen wusste, fort. „Alles in allem hab ich etwas über viertausend Mart.“

Der Koch sperrte den Mund auf und nahm ihm mit lauter Gewalt den Hobelkopf aus der Hand, da eine derartige Arbeit für einen Mann von einer solchen Wohlhabenheit denn doch höchst unpassend war.

„Das is sehr nett“, sagte er langsam. „Das is sehr nett. Davor kommt Du in Deinen alten Tagen leben.“

Herr Nienke schüttelte betrübt das Haupt, und seine Augen wurden feucht.

„Für mich gibt es keine alten Tage,“ sprach er bestimmt, „aber Du brauchst denen da nir davon zu erzählen“, und er deutete mit seinem Daumen nach dem Logis.

„Nee, nee“, entgegnete der Koch.

„Ich bin seiner, der viel über seine eigenen Angelegenheiten redet“, meinte Herr Nienke mit leiser Stimme. „Ich bin bis jetzt noch mit keinem gut Freund genug geworden, um ihm davon zu erzählen. Nee, mein Junge, ich spare für jemand anders.“

„Wovon willst Du denn leben, wenn Du nich mehr arbeiten kannst?“ fragte der andere.

Herr Nienke sah ihn socht beim Aermel, und seine Stimme sank, der Feierlichkeit des Themas angemessen, zum Flüsterton herab. „Ich werde nich alt werden“, sagte er still und resigniert.

„Nich alt werden!“ wiederholte der Koch und warf einen unruhigen Blick auf das neben ihm liegende Messer. „Wie weißt Du das?“

„Ich bin in ein Krautkraut in Hamburg gewesen“, erwiderte Herr Nienke. „Alles in allem bin ich in zwei oder drei Jahren gewesen“, und das Geld, das ich außerdem noch für Doktors ausgegeben habe, da mag ich gar nich an denken, und sie wunderten sich alle, dass ich überhaupt so lange gelebt hätte. Ich sib so bis eben hin voll Krautheiten, dass sie mir gesagt haben, ich könnte nich länger als zwei Jahre mehr leben, und dass ich jeden Augenblick abrutschen könnte.“

„Na Du hast doch Geld“, versetzte der Koch, „warum werfst Du die Arbeit jetzt nich hin und verbringst Deinen Lebensabend an Land? Wa-

rum willst Du denn für Deine Verdienste Pausa?“

„Ich habe keine Verdienste,“ antwortete Herr Nienke; „ich stehe ganz allein in der Welt. Ach dent mir, ich werd' mein Geld einem netten jungen Menschen vermachen, und ich hoff', das wird ihm gut tun.“

Infolge der befürbenden Gedanken, die der Hirn des Kochs durchzudenkt, ziel der Hobelkopf flüssig in die Schüssel, und ein ab übeln des Tropfenbücher senkte sich auf die Peitsche.

„Sedenfalls nimmt Du doch Medizin?“ legte der Koch endlich.

„Wir bishen Rum“, entgegnete Herr Nienke mit roubiger Stimme. „Die Doktors sagen, das is das einzige, was mich auf die Beine hält. Natürlich die Herde da unten.“ er wiss von neuem noch dem Logis mit einem Blick seines Körpers hin. „bebauten, ich trüne zu viel davon.“

„Was tümmerst Du Dich überboxt mit die?“ fragte der andere indigniert.

„Ja, ich glaub' auch, dass es dummkopf von mir is“, gab Herr Nienke zu; „aber ich hab es nich gern, wenn man mir versetzt toriert. Für gewöhnlich behalte ich meinen stummer für mich, Koch. Ich weiß nicht, wie ich dazu kommen tu, so mit Dir darüber zu reden. Ich hörte neulich, dass Du mit 'ne junge Deern verfehrt.“

„No, ich will nich sagen, dass es nich wahr is“, erwiderte der andere und machte sich mit dem Jäger zu schaffen.

„Das beste, was Du tun kommst, mein Junge“, sagte der Alte warnherzig. „Das hält Dich frisch und aus den Wirtshäusern; und das ich sagen will, dass sie mit Mäzen nich gut sind — hoffentlich werst Du glücklich.“

Der Koch deutete ihm und bewirtete, doch Herr Nienke mit einem Zettel hielt.

„Ein bishen, was ich neulich ausgeführten Lob“, sagte der Alte, seinen Blick aussaugend. „Wenn ich's Dich leben lasse, willst Du mich dann versprechen, dass Du keiner Seele was da von sagen willst und Dich auch bei mir nich bedrängen willst?“

Der vereinbarte Koch versprach es ihm, und der Alte, der die Sache sehr wichtig zu nehmen schien, bestätigte dieses Versprechen durch besonders kräftige Flüche.

„Hier is er dem“, sprach Herr Nienke.

Der Koch nahm den Zettel, und beim Lesen tanzten ihm die Buchstaben vor den Augen. Er blinzelte und begann langsam von neuem. Ganz deutlich schwärz auf weiß, mit Fingermalen von unbekannter Farbe, stand da zu lesen, dass Herr Nienke, nach einigen allgemeinen Bemerkungen, die sich auf seine Körperliche und geistige Gesundheit bezogen, oft sein Bestium dem Koch vermaakte. Das Testament war ordnungsmäßig datiert und mit Zeugnissunterchrift versehen, und die Stimme des Kochs zitterte vor Aufregung und Rührung, als er es ihm zurückreichen wollte.

„Ich weiß nich, womit ich das verdient habe“, sagte er.

Herr Nienke winkte ab. „Behalt es,“ meinte er schlicht; „wenn Du es selbst in Händen hast, weißt Du, dass es sicher is.“

Von diesem Augenblisse datierte eine Freundschaft der beiden Männer, die dem Rest der Mannschaft kein geringes Rätsel war. Die Haltung des Kochs war die eines Sohnes gegen seinen Vater, die wohlwollende Milde des Herrn Nienke hingegen lieblich anzusehen. Man bemerkte ferner, dass er die Ungewöhnlichkeit, vor den Kneipentüren herumzulungen, gegen diejenige, hineinzugehen und auf die Gesundheit des Kochs zu trinken, verachtete. (zählt folgt)

## Es zieht der Rauch.

Ein bleiches Weib, ein frantes Kind --  
Um die Mansarde heult der Wind,  
Zerrt an den Fensterläden.  
Im Elend kämpft und bitt'rer Not  
Die Frau um einen Bissen Brot. --  
Es zieht der Rauch in Schwaden.

Der Rauch steigt auf aus dem Kamin  
Da unten. Bratendüfte ziehn  
Mit ihm durch alle Räumen.  
Dort feiert hente man ein Fest,  
Und hier im dunkel-kalten Nest  
Zwei Arme hungernd sitzen.

Da heizt mit letzter Kohle ein  
Die Frau im Abenddämmerchein,  
Bald zieht der Rauch in Schwaden  
Nun ist vorüber alle Not,  
Denn saust zerschnitt ein stiller Tod  
Den schwachen Lebensfaden.

Valentin Gall.

**Ein Tag in Madeira.** Zwischen den Azoren, den Kanarischen Inseln und der Westküste des afrikanischen Kontinents liegt, auf 33 Grad nördlicher Breite, die kleine Inselgruppe von Madeira, deren bedeutendste Stadt, Funchal, von einigen Dampfern befahren wird, teils um Passagiere zu nehmen, teils um sich mit frischen Lebensmitteln zu versorgen. Schon ehe man sich der Stadt Funchal nähert, fallen die in freundliches Grün gehüllten Häuser auf, die überall zerstreut auf den zu weiten Terrassen formierten Abhängen liegen. Kommt man näher, so kann man auch schon die Vinie unterscheiden, welche der zum Gipfel führenden Bergbahn dient, wie auch Reste alter Bauwerke, die hier und da sichtbar werden. Raum hat der Dampfer daher geworfen, so drängen sich auch schon Einwohner und Agenten an Bord; kleine, nackte Burschen umringen das Schiff in ihren schmutzigen Wooten und zeigen ihre Gewandtheit im Tanzen für einen „Groschen“. Ein Portugiese, ver gebrochen deutsch und englisch spricht, nähert sich uns und bietet uns ein kombiniertes Billett für zehn Mark an, wofür wir an Land und zurück befördert werden, mit dem Ochsen Schlitten, Zahuradbahn und Handschlitten fahren können, mit einem Wort, alle Sehenswürdigkeiten von Funchal genießen sollen, die man in der kurz bemessenen Zeit eben genießen kann, ohne den sonst üblichen Scherereien und Nebenvorrichtungen ausgesetzt zu sein. In der Landungsbrücke lungert ein Dutzend brauhäutiger Insulaner, die uns in einer uns völlig unverständlichen Sprache und unter lebhaftem Gestikulieren alle möglichen Dienste zur Verfügung stellen. Da erwartet uns auch schon der erste Teil unseres Vergnügens, ein Ochsen Schlitten, geführt von dem mit einem langen Stock versehenen, barfüßigen Treiber. Bald setzt sich das originelle Gefährt in Bewegung. Es ist ein eleganter Schlitten, mit vorn und hinten aufgebogenen Hörnern, die Größe von Rohrgeschlecht, überdacht von einem Baldachin, dessen zurückgeschlagene Vorhänge den Ausblick gestalten. Wir nehmen in dem bequemen Schlitten Platz, die beiden Zugochsen erhalten einige ermunternde Rippenlöze mit dem vorerwähnten, mit Eisenspitze versehenen Stocken, und nun fahren wir los, von den neugierigen Blicken der Einwohner verfolgt, über das holprige Pflaster von Funchal, langsam bergaufwärts. Von Zeit zu Zeit legt der Führer einen mit Talg geträufelten Lappen vor den Schlitten, um ihn geschmeidiger zu machen. Beim Fahren über den Lappen setzen sich die Ochsen ein und geben durch wiederholten Gebrauch den engen Straßen von Funchal ein charakteristisches Aussehen. Die mit ganz kleinen, runden Steinen gepflasterten Straßen werden nämlich dadurch sehr glänzend und so glatt, daß man oft ausgleitet und sich beim Abstieg vorsehen muß, um nicht ein Bein zu brechen. So fahren wir langsam an der hübschen Plaza, der Kirche, vorbei in die engen, gewundnen, aber sauberen Straßen hinein, die uns bis zur Station der Bergbahn führen. Da bis zur Abfahrt noch genügend Zeit ist, besichtigen wir die kleinen, freundlichen Häuser in der Umgebung, die von Schlingpflanzen, meist einer purpurroten Begonia, malerisch umrankt und gegen die starke Sonne durch dicke Läden geschützt sind. Eine kleine, freie Stelle in der Nähe gewährt einen Rundblick über einen Teil der unter uns liegenden

Stadt und den Hafen, in welchem wir unser Schiff deutlich unterscheiden können.

Endlich kommt der Augenblick der Aufsicht. Wir nehmen in einem der drei von einer Lokomotive aufwärts gestoßenen, eleganten Waggons Platz und genießen jetzt eines der schönsten Panoramen. An beiden Seiten der Bahnlücke erscheinen üppige Bananen- und Zuckerrohrplantagen, blühende Gärten, städtische Landhäuser in hellen Farben, sanft gestrichen und mit bunten Dächern gedeckt. Über dem Ganzen liegt der blendende Sonnenchein, von seinem Wölken getrennt. Dieser Blau umrahmt das Weiß des förmlichen Wilds. Höher hinauf steigen wir und sehen bei jeder Station einige Passagiere ab. Endlich sind wir am Schluss der Fahrt und werden hier von einem dichten Wald und mannshohen Farnen umgeben, welche die Wege und Abhänge malerisch säumen, umspannen. Hier, inmitten einer üppigen Vegetation, die von der einzigen hundert Meter liegenden so grundverschieden ist. Staunend bewundern wir die Herrlichkeiten dieser paradiesischen Natur. Aber unsere Zeit ist kurz bemessen; schon steht der Schlitten bereit, der uns wieder in die Stadt hinunter befördern soll. Zwei stämmige Einwohner halten einen kleinen, zweisitzigen, vorn aufwärts gebogenen, hinten in glatte, gerade Räufen auslaufenden Handschlitten bereit, den wir besteigen — und fort geht es nun, in rasendem Galopp, den Berg hinab, daß uns die Sinne vergeben. Ein prächtiger Spaß ist es wahrlich, ein Vergnügen seltener Art, diese tolle Fahrt zu Tal; rechts und links laufen die beiden Führer nebeneinander und lenken den Schlitten. Wenn die Bahn ganz frei ist, sehen sie den nach innen gekehrten Fuß auf die hintere, gerade Seite der Leiste, während sie den anderen Fuß frei in der Luft hängen lassen, und dann geht es in doppelter Geschwindigkeit über die runden, kleinen Steine, welche durch den reichlichen Gebrauch der bei diesen Schlitten ebenfalls angewandten Einfüllungslappen mit der Zeit spiegelglatt geworden sind. Von Zeit zu Zeit erläutert der Führer durchdringender Warmlauf, um die entgegenkommenden Schlitten oder Fußgänger zum rechtzeitigen Ausweichen zu veranlassen. Oft glaubt man mit dem leichten, dahinsausenden Geschäft gegen Häuser oder Mauern prallen zu müssen, aber der Führer große Geschicklichkeit verhindert jeden Zusammenstoß. Unter fröhlichem Gelächter über die amüsante Bergfahrt, durchgeschüttelt, und aufzuden mit dem leider nur allzu kurzen Anlauf, langen wir wieder bei der Bergbahnhaltung an und steigen von da zu Fuß abwärts. Wir machen noch einen flüchtigen Rundgang um die hübsche Plaza von Funchal, werfen einen letzten Blick auf den Lago und seine Umgebung und begießen uns dann an Bord. — w. h.

**Vom Winterschlaf der Tiere** plaudert Dr. Kurt Löper in seinem interessanten Büchlein: „Die Säugetiere des deutschen Waldes“. (Veröffentlichung der Gesellschaft „Cosmos“, Stuttgart, Franck'sche Verlagsbuchhandlung. Preis 1 Mark.) Er sagt dort:

„Wie tief der echte Winterschlaf ist, wie niedrig alle Lebensfunktionen währenddem zurückgeschraubt sind, geht wohl am besten daraus hervor, daß sogar die Entozoen oder Innenschmarotzer den tödlichsten Erstarrungszustand ihrer Wirtstiere unfreiwillig mitmachen müssen. Von der im Magen des Igels schmarotzenden Physaloptera clausa wenigstens ist das nachgewiesen. Vollkommen bewegungslos sieht man diese Schmarotzer an den Innentümeln eines im Winter rasch ausgenommenen und aufgeschnittenen Igelmagens hängen, aber sie erwachen sofort und beginnen sich zu bewegen, wenn man den Magen in warmes Wasser legt, um von neuem zu erstarren, wenn man kaltes Wasser zugiebt. Danach ist der Schlaf der Innenschmarotzer also wohl sicherlich auf die mit der Zetharie verbundene und sehr beträchtliche Erniedrigung der Körpertemperatur ihrer Wirtstiere zurückzuführen. Die sonst homöothermen (warmblütigen) Winterschläfer werden während ihres Erstarrungszustandes nahezu zu pöhlthermen (kaltblütigen oder wedgelwarmen) Tieren, eine Tatjache, die geeignet erscheint, die große Kälte zwischen Warmblütlern und Kaltblütlern einigermaßen zu überbrücken. Während die Körpertemperatur der wachsenden Winterschläfer der der übrigen Säugetiere weitestgehend nachsteht, wir vielmehr gerade in ihren Reihen die warmblütigsten aller Wiesfüßer finden (so die Fliegenmäuse mit 39½ und die frühfliegende Fliegenmäuse mit 40 Grad Celsius), ist sie während der Zetharie nur wenig höher als die der umgebenden Luft und kann an warmen Wintertagen sogar niedriger sein. Bei in Höhlen aufgehängten Fliegenmäusen fand ich die Temperatur meist zwischen 5 und 10 Grad und durchschnittlich nur

Grad höher als die der Luft. Beim Igel und anderen weniger vollkommenen Winterschläfern soll dagegen die Körperwärme nicht leicht unter 8 Grad sinken, um intensiver der Winterschlaf, um so niedriger in allgemeinen die Körpertemperatur und umgekehrt. Infolge der geschützten Lage der sorgsam ausgewählten Schlafplätze hält sie sich im allgemeinen immer einige Grade über dem Winterschlaf, aber es ist auch schon Fälle beobachtet worden, wo sie nur 1 Grad betrug und vorübergehend selbst auf 0 sank, ohne daß es dem Tiere geschadet hätte. Dann ab derartige Verhältnisse länger an, so erwacht der Schläfer und stirbt, wenn nicht bald mildere Witterung eintritt, die sein Wut wieder erwacht. So im Sommer zeigt die Körpertemperatur der Winterschläfer bei Kälte, Hunger und Armut eine große Neigung zu raschem Tode, in welcher Beziehung sich er nicht nur artliche, sondern auch individuelle Unterschiede geltend machen.

Die Atmung erscheint während des Winterschlafes auf ein Minimum herabgesetzt, und die Forscher behaupten sogar übermäßigend, daß kein Eintritt der gänzlichen Atmung weitgehend zeitweise völlig ausbleibe. Zu der Tat muß man jedoch scharf ausschauen, um die seltsamen und toxischen Atembewegungen beispielweise eines Fliegensledermaus wahrzunehmen. Nach einem mächtigen schlafenden Ziesel, dessen Körpertemperatur 10 Grad betrug, nur alle 50 bis 55 Sekunden einen leisen Atemzug, also täglich deren etwa 1630, während dasselbe Tier in wachendem Zustande in der Minute etwa 30 mal, am Tage also 13.200 mal atmete, sei Atmungsfähigkeit somit fast das 30fache höher. Aber schon die leiseste Berührung ruft eine sofortige Beschleunigung der Atmung hervor, selbst eine bloße Erhaberung des Boden durch Gehgang sich aber die Wärme der menschlichen Haut legt man den Schläfer in diese, so erfolgen mehrere tiefe, schnarchende, lange und unregelmäßige Atemzüge, die allmählich leiser, kürzer und regelmäßiger werden, bis das Tier endlich erwacht. Paroxysm vermitteilt, daß die Atmung während des Winters von Ruhe ausgelöst wird, die vom Darmsinal und Gefäßsystem ausgehen. Die Lungen liegen während des ganzen eigentlichen Winterschlafes schlaff und zusammengefallen neben der Wirbelsäule, enthalten fast gar keine Luft und befinden sich also im Zustand der höchsten Exspiratio (Ausatmung). Hochinteressant und für die Theorie des Winterschlafes von vielleicht ausschlaggebender Wichtigkeit, trotzdem sonderbarweise in wissenschaftlichen Kreisen seit Jahrzehnten in unverdiente Vergessenheit geraten ist nun aber das, was Barto, beim Igel feststellte, bei dem Gaumen und Kopf ganz eigenartige gegenseitige Verhältnisse aufzuweisen haben. Die Epiglottis oder Kehldecke verklebt sich nämlich während des Winterschlafes ziemlich fest durch ihre hintere Fläche mit der unteren Fläche des weichen Gaumens, so daß die Verbindung zwischen Mundhöhle und Nase dadurch nahezu aufgehoben wird. Beim Erwachen des Tieres wird diese unterbrochene Verbindung zuerst an den Seiten wieder hergestellt, so daß alsdann an jeder Seite der Kehldecke ein kleiner Gang in den Nachen geschaffen wird, während seine Mitte zunächst noch festgeklebt bleibt. Es ist sehr bedauerlich, daß diese Verhältnisse der Aufmerksamkeit der vergleichenden Anatomie völlig entgangen zu sein scheinen und daher nicht auch bei anderen Winterschläfern untersucht worden sind. Wahrscheinlich würde ein eingehendes hierauf bezügliches Studium bei Fliegenmäusen, Siebenschläfern u. a. zu ähnlichen Ergebnissen führen.“

**Wie unsichtbar kleine Pflänzchen große Steinmassen bilden können,** ist an der Saline in Mainz beobachtet worden. Dort wird die an Kohlensäure und eben durch diese an aufgelöstem Kalk reiche Sole durch einen über 1000 Meter langen Graben in einen großen Sammelbehälter geleitet. In diesem Graben wachsen große Mengen äußerst zarter Hadenalgen (Conserven), die aber so fein sind, daß man sie nur als einen schlüpfrigen Schleim bemerkt. Diese Algen entziehen der Sole, als ihr unentbehrliches Nährmittel, die Kohlensäure, wodurch jene die Fähigkeit verliert, den Kalk in Lösung zu erhalten. Dieser fällt also als feines Pulver zu Boden und verbindet sich dort allmählich zu einer festen Masse. Biene fünf Monaten haben sich auf diese Weise als Werk jener unsichtbar feinen Algenfäden über 600 Kubikmeter Kalk abgesetzt. h. b.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**